

nigin und Prinzessin Elisabeth waren damit beschäftigt, die Kleider der Familie auszubessern, und die Prinzessin Theres, zwischen Beiden stehend, hatte ihnen einige Kapitel aus dem historischen Dictionnaire vorgelesen. Jetzt hatte sie auf den Wunsch der Königin ein frommes Buch: „Die heilige Woche“ zur Hand genommen und las aus demselben einige Lieder und Gebete vor.

Plötzlich schallten von dem Corridor her hastige, vielfache Schritte. Die Kiegel, die Schlösser klirrten, die Thüren wurden geöffnet, sechs Municipalbeamte traten ein.

„Wir kommen,“ rief der Eine von ihnen mit brutaler Stimme, „um Euch den Befehl des Comité's anzukündigen, daß der Sohn Capets von seiner Mutter und seiner Familie getrennt werden soll.“

Bei diesen Worten erhebt sich die Königin, bleich vor Entsetzen. „Man will mir mein Kind entführen,“ ruft sie. „Nein, nein, das ist nicht möglich! Meine Herren, die Commune kann nicht daran denken, mich von meinem Sohne zu trennen. Er ist noch so jung und schwach, er bedarf noch meiner Pflege.“

„Das Comité hat diesen Beschluß gefaßt,“ erwiderte der Beamte, „der Convent hat ihn bestätigt, und wir sollen die unmittelbare Ausföhrung bewerkstelligen.“

„Ich kann das nicht zugeben,“ rief Marie Antoinette verzweiflungsvoll. „Im Namen des Himmels beschwöre ich Sie, nicht so grausam zu sein!“

Und ihre beiden Gefährtinnen Elisabeth und Theres mischten ihre Thränen, ihre Bitten mit denen der Mutter. Alle Drei hatten sie sich vor das Bett des Dauphins gestellt; sie klammerten sich an dasselbe, sie salbeten ihre Hände, sie schluchzten, die rührendsten Klagen, die demüthigsten Bitten zitterten von ihren Lippen. Aber die Vertreter der Commune wurden nicht davon gerührt.

„Wozu nützt all' dieses Gewimmer,“ sagten sie. „Man wird Euch Euer Kind nicht tödten. Ueberlieferet es uns gutwillig, oder wir müssen es mit Gewalt nehmen.“

Und sie schritten zu dem Bette hin. Marie Antoinette stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor dasselbe und hielt den künstlichen Vorhang fest; der aber löste sich von der Wand los und fiel auf das Antlitz des Dauphins. Er erwachte, sah was vorging, und warf sich laut schreiend in die Arme der Königin. „Mama ach, liebe Mama, verlaß mich nicht!“

Sie drückte ihn zitternd an ihren Busen, beruhigte ihn, verteidigte ihn gegen die grausamen Hände, die sich nach ihm ausstreckten.

Vergeblich! Alles vergeblich! Die Männer der Republik haben kein Mitleid mit dem Schmerze einer Mutter! „Gutwillig oder mit Gewalt! Er muß mit uns gehen!“

„So versprecht mir wenigstens, daß er im Thurm des Temple bleibt, damit ich ihn täglich sehen kann!“

„Wir haben Dir nichts zu versprechen, Bürgerin, Dir gar keine Rechenenschaft zu geben! Parbleu, wie kannst Du so jammern und heulen, bloß weil man Dir Dein Kind nimmt. Unsere Kinder müssen wohl mehr thun, müssen sich alle Tage die Köpfe zersprengen lassen von den Kugeln der Feinde, welche Du gegen uns gehetzt hast!“

„Mein Sohn ist noch zu jung, um dem Vaterlande dienen zu können,“ sagte die Königin sanft. „Aber ich hoffe, daß er eines Tages, wenn Gott es erlaubt, stolz darauf sein wird, ihm sein Leben weihen zu können.“

Die beiden Prinzessinnen hatten indessen, angetrieben von den Beamten, den weinenden Knaben angekleidet. Die Königin sah jetzt, daß ihr keine Hoffnung mehr blieb. Sie sank auf einen Stuhl nieder, und alle ihre Kraft zusammenraffend rief sie den Dauphin zu sich, legte ihm ihre beiden Hände auf die Schultern, und bleich, unbeweglich, mit weit geöffneten Augen, deren brennende Lider von feiner Thräne gekühlt wurden, starrte sie in das schmerzsuchende, rosigte Angesicht des Knaben, der seine großen, in Thränen schwimmenden blauen Augen auf das Antlitz seiner Mutter geheftet hatte.

„Mein Kind,“ sagte die Königin feierlich, „wir müssen uns trennen. Erwinnere Dich an Deine Pflichten, wenn ich nicht mehr bei Dir bin, um Dich an dieselben zu mahnen. Vergiß niemals den guten Gott, der Dich prüft, und Deine Mutter, welche für Dich betet. Sei artig, geduldig und gut, und Dein Vater im Himmel wird Dich segnen!“

Sie neigt sich und drückt mit ihren kalten Lippen einen Kuß auf die Stirn ihres Sohnes, dann schiebt sie ihn sanft seinem Kerkermeister hin. Aber der Knabe stürzt noch einmal zu ihr hin, umklammert sie mit seinen Armen und will schreiend und wehlagend nicht von ihr lassen.

„Mein Sohn, wir müssen gehorchen. Gott will es so,“ ruft Marie Antoinette.

Ein lautes, wildes Lachen erschallt. Schauernd wendet die Königin sich um. Da, in der offenen Thüre, da steht der Schuster Simon, und neben ihm seine Frau, mit wilden, harten Zügen, die boshaften Blicke der bleichen Königin zugewandt.

Jetzt streckt sie die braunen, entblöhten Arme nach dem Kinde aus, und reißt ihn zu sich, und stößt ihn vor sich her nach der Thüre hin.

„Sie soll ihn erziehen,“ schreit die Königin, „bei dieser Frau soll mein Sohn bleiben!“

„Ja,“ sagt Simon mit einem grinsenden Lachen, indem er, die Arme in die Seiten eingestemmt, sich vor die Königin hinstellt. „Ja, bei dieser Frau, und bei mir, ihrem Manne, soll der kleine Capet bleiben, und ich sage Dir, er soll eine prächtige Erziehung erhalten. Wir werden ihn lehren, die Vergangenheit vergessen, und sich nur zu erinnern, daß er ein Kind der einigen

und untheilbaren Republik ist. Wenn er's nicht mit Gutem lernen will, so muß er's mit Bösem lernen, und mein Schusterriemen wird für den Sohn der Wölfin ein guter Lehrmeister werden!“

Er nickt Marie Antoinette grinsend zu, und folgt dann den Commissairen, welche schon hinausgegangen sind. Die Thüren werden wieder geschlossen, die Kiegel vorgehoben, und drinnen in dem Gemach herrscht jetzt eine Todtenstille. Die drei Frauen haben sich fest umschlungen, und so sind sie auf ihre Kniee niedergesunken, und beten.

Von diesem Tage an hatte Marie Antoinette keine Hoffnung mehr, ihr Herz war gebrochen. Ganze Tage lang saß sie unbeweglich, starr da, ohne auf die zärtlichen Worte ihrer Schwägerin, die Liebesföngungen ihrer Tochter zu achten, ohne zu arbeiten, zu lesen, sich zu beschäftigen. Sonst hatte sie geholfen, die Zimmer in Ordnung zu bringen, die Kleider, die Wäsche auszubessern. Jetzt ließ sie es geschehen, daß die beiden Prinzessinnen alle die Arbeiten allein verrichteten, und Marie Antoinette bedienten.

Nur einige Stunden des Tages belebte sich ihr Blick, kam Bewegung in diese bleiche Marmorgestalt. Das waren die Stunden, wenn sie ihrem Sohne aufwartete, der mit Simon täglich die Wendeltreppe hinaufging, die nach dem obersten Stockwerk, und nach der Plattform des Thurmes führte. Da lag sie an der Thür und lauschte auf seinen Schritt, auf die Worte, die er im Vorübergehen an seinen Kerkermeister richtete.

Bald hatte sie noch eine bessere Gelegenheit entdeckt, ihn zu sehen. Eine kleine Spalte in dem Verschlag der Plattform, auf welcher der Knabe spazieren geführt wurde. Die Welt, die Zeit drehte sich für die Königin nur noch um diese Spalte, um diesen Augenblick, in welchem sie ihren Knaben sehen konnte.

Zuweilen auch brachte irgend ein mitleidiger Commissair, der ihr Gefängniß zu inspiciren hatte, ihr Nachricht von ihrem Kinde, erzählte ihr, daß es gesund sei, daß es mit dem Balle spiele, und durch sein freundliches Wesen Jedermann gewinne. Dann erhellte sich das Antlitz Marie Antoinette's und der Schimmer eines Lächelns flog über ihre Züge hin, und weilte so lange auf ihren bleichen Lippen, als sie von ihrem Knaben sprachen. — Aber ach! Bald kam ihr andere Kunde von dem unglücklichen Kinde! Die Klagen und die Jammertöne des gemarterten Kindes, die Drohungen Simons, die Schimpfworte seiner Frau tönten hinauf in das Gefängniß der Königin, und ihr Herz erstarrte davor in Verzweiflung und Schmerz! Und doch war es noch nicht das Schlimmste und Entsetzlichste, ihn weinen zu hören, zu wissen, daß der Sohn der Königin gemißhandelt ward! Es war noch fürchterlicher, ihn mit lauter Stimme, begleitet von dem Lachen, dem Bravarufen Simons und seiner Frau, revolutionnaire, ja sogar obscene Lieder singen zu hören, zu wissen, daß man nicht bloß den Körper, sondern auch die

Seele des Sohnes der Königin dem Verderben geweiht habe!

Anfangs brach die Königin bei diesen fürchtbaren Gefängen in Klagen, in Jammern, ja in laute Drohungen gegen Diejenigen aus, welche die Seele ihres Kindes mordeten. Dann allmählich erstarrte ihr Herz, und als man sie am zweiten August aus dem Temple fortföhrte in die Conciergerie, da murmelten die bleichen Lippen der Königin: „Gott sei Dank! Ich werde ihn nicht mehr singen hören!“

24.

Der Tod der Königin.

Die Bartholomäusnacht der mörderischen Katharina von Medicis und ihres wahnsinnigen Sohnes Karls des Neunten fand jetzt in Frankreich ihre gräuelvolle und blutige Wiederholung, aber diese Nacht des Entsetzens überdauerte auch den Tag, und schreckte nicht zurück vor dem Licht.

Die Sonne beleuchtete die Bäche von Blut, die durch die Straßen von Paris dahinstroffen, und die Meute wilder Hunde, welche in ungeheuren Schaaren auf allen Straßen lagerten, und sich nährten von diesem Blut, das den Gezähnten ihre natürliche Wildheit wiedergab; die Sonne beleuchtete das Schaffot, das wie ein dräuendes Ungeheuer sich auf dem Revolutionsplatze erhob, und das fürchtbare Fallbeil, welches täglich so viel edle Häupter durchschneidet, und immer wieder glänzend und dräuend aus dem Tod sich emporhob.

Die Sonne beleuchtete auch jenen Tag, an welchem Marie Antoinette gleich ihrem Gemahl das Schaffot bestieg, um endlich im Grabe auszuruhen von aller Schmach und aller Marter der letzten Jahre.

Dieser Tag war der 16. October 1793! — Seit vier Monaten hatte Marie Antoinette schon diesem Tage wie einem ersuchten Glück entgegenseufzt, seit vier Monaten hatte man sie aus dem Gefängniß des Temple in die Conciergerie geführt, und sie wußte, daß die Gefangenen der Conciergerie dieselbe nur verließen, um die Freiheit zu erlangen, welche nicht die Menschen verleihen, sondern welche Gott den Leidenden giebt, die Freiheit des Todes!

Marie Antoinette sehnte sich nach dieser Freiheit und nach dieser Erlösung des Todes! Wie weit schon lagen die Tage des Glücks und der heiteren Augenlust in unendlicher, märchenhafter Ferne hinter ihr, wie lange schon hatte diese hohe, ernste Gestalt mit dem stolzen und doch ergebenen Angesicht jede Wohlthätigkeit verloren mit der reizenden, von allen Genien der Schönheit, der Jugend, der Liebe und des Glücks umgaukelten Königin Marie Antoinette, welche einst in Trianon die Idylle der königlichen Pächterin aufgeführt,

welche im Uebermuth des Glücks es wagte, verkleidet den öffentlichen Opernball zu besuchen, welche sich inmitten des französischen Volkes so sicher glaubte, daß sie den Schuß der „Madame Etiquette“ entbehren zu können vermeinte, welcher damals ganz Frankreich eben so enthusiastisch zujachte, als es sie jetzt mit wildem Grimm verfolgte!

Nein, die damalige Königin Marie Antoinette, die in den goldenen Sälen von Versailles und in den Tuilleries die Huldbigungen von ganz Frankreich empfang, und mit lächelnder Grazie und mit glückstrahlendem Antlitz alle diese Huldbigungen entgegennahm, sie hatte keine Aehnlichkeit mehr mit der Wittve Louis Capet's, welche da jetzt vor dem Revolutions-Tribunal steht, und ernst und fest Antwort giebt auf die ihr vorgelegten Fragen.

Sie hat auch Toilette gemacht zu diesem Tage, aber wie verschieden ist diese Toilette der Wittve Capet von jenen Toiletten, welche einst die Königin Marie Antoinette zur Schau getragen.

Damals konnte Marie Antoinette, die leichtsinnige, gefällsüchtige Tochter des Glücks, ganze Stunden lang mit ihrer Vertrauten, der Putzmakerin Madame Berthier, in ihrem Cabinet sich einschließen, um irgend ein neues Ballkleid, ein neues Fichu, eine neue Verzierung ihrer Robe zu erfinden, damals konnte Leonard für diese Königin mit dem wundervollen blonden Haar den ganzen Reichthum seiner Wissenschaft und seiner Phantasie aufbieten, um immer neue Coiffüren, immer neue Kopfschuhe zu erfinden, um das schöne Haupt der Königin zu schmücken mit thurm hohen Frisuren, auf denen weiße Federbüsche ruhten, oder kleine Kriegsschiffe das Spinnwebgewebe ihres Segelwerks entfalteten, oder er errichtete zur Abwechslung auf dem königlichen Haupt einen Garten, „Parterre“, der geschmückt war mit Blumen und Früchten, mit Schmetterlingen und Paradiesvögeln.

Die „Wittve Capet“ hatte keine Putzmakerin, und keinen Friseur zu ihrer Toilette nöthig gehabt. Ihre hohe, schlanke Gestalt ist umhüllt von dem schwarzen wollenen Gewande, welches die Republik auf den Antrag Marie Antoinette's ihr gegeben, damit sie traure um den hingerichteten Gemahl. Ihren Hals und ihre Schultern, die einst die Bewunderung Frankreichs gewesen, umhüllt jetzt ein weißes Mouffelin, welches das Mitleid ihres Gefangenwärters Bault ihr gegeben. Ihr Haar ist unbedeckt, und fällt in langen ungekünstelten Locken zu beiden Seiten ihrer durchsichtig bleichen Wangen nieder. Dies Haar bedarf jetzt keines Puders mehr, die langen, schlaflosen Nächte, die lummervollen Tage haben es auf immer gepudert und die achtunddreißigjährige Wittve Ludwig Capet's trägt auf ihrem Haupte das graue Haar einer siebenzigjährigen Greisin.

So, in dieser Toilette steht Marie Antoinette in den Tagen vom sechsten bis zum dreizehnten Oktober vor dem Revolutions-Tribunal! Nichts an ihr ist könig-

lich geblieben, nichts als ihr Blick und die stolze Haltung ihrer Gestalt!

Und das Volk, das auf den Tribünen in dichten Massen sich drängt, das nicht müde wird, die Königin zu sehen in ihrer Erniedrigung, ihrer Toilette der Schmerzen, das Volk verlangt immer wieder, daß Marie Antoinette sich erhebe von dem gestochenen Binsensuhle, auf welchem sie sitzt, daß sie sich anstarren lasse von dieser Menge, die nicht das Mitleid, sondern die Neugierde herbeiführt.

Einmal, indem sie auf den Ruf des Publikums auf den Gallerien sich erhebt, seufzte die Königin: „Ach, wird das Volk nicht bald meiner Leiden überdrüssig werden?“ *

Ein anderes Mal murmeln ihre trocknen bleichen Lippen: „Ich habe Durst!“ Aber Niemand in ihrer Umgebung wagt es, Mitleid zu haben mit diesem Schmerzenslaut der Königin, Jeder schaut verlegen den Andern an, Keiner wagt es, der Durstenden ein Glas Wasser zu reichen!

Einer der Gensd'armen hatte endlich den Muth, es zu thun, und Marie Antoinette dankt ihm mit einem Blick, der Thränen in die Augen des Gensd'armen treibt, und ihn vielleicht morgen schon als Verräther unter der Guillotine fallen läßt!

Die Gensd'armen, welche die Königin bewachen, sie allein haben noch Muth, ihr Mitleid zu beweisen!

In einer Nacht, als sie aus dem Sitzungssaal in ihr Gefängniß zurückgeführt wird, fühlt sich Marie Antoinette so erschöpft, so überwältigt, daß sie taumelnd murmelt: „Ich sehe nicht mehr, ich kann nicht weiter, ich kann nicht mehr gehen.“ † Der neben ihr gehende Gensd'arm reicht ihr den Arm, und auf ihn gestützt, schwankt Marie Antoinette mühsam die drei steinernen Stufen hinauf, die zu ihrem Gefängniß führten.

Endlich in der Nacht vom vierzehnten auf den fünfzehnten Oktober um 4 Uhr Morgens haben die Geschwornen ihr Verdict gegeben! Dieses Verdict lautet: Tod! Hinrichtung durch die Guillotine!

Marie Antoinette hat es mit unerschütterlicher Ruhe vernommen, während der Lärm der aufgeregten Menge wie durch Zauberschlag verstummt ist, während selbst viele Gesichter der wüthenden Fischweiber erblicheit sind!

Marie Antoinette ist ruhig geblieben, ernst und kalt erhebt sie sich von ihrem Sitze, und öffnet selbst die Ballustrade, um den Saal zu verlassen und in ihr Gefängniß zurückzukehren!

Und jetzt endlich, am Morgen des sechszehnten Oktober, jetzt sollen ihre Leiden enden, soll Marie Antoinette sich flüchten dürfen in das Grab! Ihre Seele ist fast freudvoll und heiter, sie hat so viel gelitten,

* Marie Antoinette's eigene Worte. Siehe: Goucourt: Histoire de Marie Antoinette, p. 404.

† Ebendasselbst S. 415.

und für sie ist das Eingehen in den Tod jetzt wirklich die Seligkeit.

Sie hat die stillen Stunden der Nacht dazu angewendet, um an ihre Schwägerin, Madame Elisabeth, zu schreiben, dieser Brief ist zugleich das Testament der Königin. Aber die Wittve Ludwig Capet's hat über keine Reichthümer, keine Schätze, kein Besitzthum zu testiren, sie hat nichts mehr, was ihr Eigenthum ist, nichts als ihre Liebe, ihre Thränen, ihre Abschiedsgrüße. Diese hinterläßt sie allen Denen, welche sie geliebt hat. Sie nimmt Abschied von ihren Verwandten, ihren Brüdern und Schwestern, und ruft ihnen ein Lebewohl zu.

„Ich hatte Freunde,“ fährt sie fort, „der Gedanke, für immer von ihnen getrennt zu sein, und ihr Kummer ist mir, indem ich sterbe, fast das Schmerzlichste: sie sollen mindestens wissen, daß ich bis zum letzten Moment ihrer gedacht habe.“

Dann, nachdem Marie Antoinette diesen Brief vollendet hat, dessen Schriftzüge hier und da von ihren Thränen verläßt sind, dann denkt sie daran, ihren Kindern ein letztes Andenken zu hinterlassen, ein Andenken, das nicht von der Hand des Penters entweicht worden ist.

Der einzige Schmuck, welcher ihr geblieben, das ist ihr langes Haar, dessen silbergraue Locken zugleich die thränenvolle Geschichte ihrer Leiden sind.

Marie Antoinette entäußert sich selbst dieses letzten Schmuckes, sie schneidet ihr langes Hinterhaar ab, damit es ihren Kindern, ihren Verwandten und Freunden als ein letztes Andenken verbleibe.

Dann, nachdem sie ihren geistigen Abschied vom Leben genommen, bereitet sie sich vor zu der letzten, großen Ceremonie ihres Daseins, zu dem Tode.

Sie fühlt sich erschöpft, todesmatt, und sie will sich stärken zu dem schweren Wege, damit sie ihn würdig zurückzulegen vermöge.

Marie Antoinette begehrt einige Nahrung und ist mit tapferem Muth einen Flügel von dem Huhn, das man ihr aufgetragen. Nachdem sie gegessen, macht sie ihre Toilette, ihre Toilette des Todes!

Die Frau des Gefangenwärters giebt, auf die Bitte der Königin, ihr eins ihrer eigenen Hemden, und Marie Antoinette bekleidet sich mit demselben. Dann legt sie die Gewänder an, welche sie während der Tage des Verhörs vor dem Revolutions-Tribunal getragen. Nur, daß sie über das schwarze Wollengewand, welches sie oft schon mit eigener Hand gestopft und gestickt hat, jetzt noch einen Mantel von weißem Viquez zieht. Um den Hals knüpft sie ein einfaches kleines Tuch von weißem Mouffelin, und da man ihr nicht hat erlauben wollen, mit unbedecktem Haupt auf das Schaffot zu gehen, so setzt sie die runde Haube von Linnen auf, wie die Frauen aus dem Volke sie zu tragen pflegen. Schwarze Strümpfe bedecken ihre Füße, und darüber zieht sie Schuhe von schwarzem Wollenzug.

Nun ist ihre Toilette vollendet, die irdischen Dinge sind abgethan! Bereit, dem Tode entgegenzugehen, legt sich die Königin auf ihr Bett, und schläft ein.

Sie schläft noch, als man ihr meldet, daß ein Priester da ist, um einzutreten, wenn sie ihm beichten will.

Aber Marie Antoinette hat Gott selber schon ihr Herz enthüllt; sie will keinen von diesen Priestern der Vernunft, welche die Republik eingesetzt hat, nachdem sie die Priester der Kirche verbannt oder guillotiniert hat.

„Da ich nicht die Herrin meines Willens bin,“ hat sie Madame Elisabeth in ihrem Abschiedsbriefe geschrieben, „so werde ich es dulden müssen, wenn man mir einen Priester zuführt; aber ich erkläre hiermit, daß ich ihm kein Wort sagen, daß ich ihn als ein durchaus mir fremdes Wesen betrachten werde.“

Und Marie Antoinette hält Wort: sie wehrt es dem Priester Girard nicht, zu ihr einzutreten, aber sie antwortet ablehnend, als er sie fragt, ob sie von ihm die Tröstungen der Religion empfangen will.

Sie geht, um sich zu erwärmen, denn ihre Füße sind erstarrt, in dem kleinen Gemach auf und ab. Als es sieben Uhr schlägt, öffnet sich die Thür.

Es ist Samson, der Scharfrichter von Paris, welcher da eintritt!

Ein leichtes Beben durchrieselt die Gestalt der Königin. „Sie kommen sehr früh, mein Herr, konnten Sie nicht noch etwas zögern?“

Aber als Samson es verneint, nimmt Marie Antoinette wieder ihre ruhige kalte Haltung an. Sie trinkt ohne Widerstreben die Tasse Chocolate, welche man für sie aus einem nahen Cabaret geholt, sie läßt es stolz und ruhig geschehen, daß man ihr die Hände auf dem Rücken mit blassen Stricken zusammenbindet.

Um elf Uhr endlich verläßt sie ihr Gemach, um über den Corridor hinabzugehen, und den Karren zu besteigen, der vor der Thür ihrer harrt.

Niemand geleitet sie auf diesem Wege, Niemand sagt ihr ein letztes Lebewohl, zeigt der Scheidenden eine Miene der Theilnahme oder des Bedauerns!

Allein, inmitten der Reihn von Gensd'armen, die zu beiden Seiten des Corridors aufgestellt sind, schreitet die Königin vorwärts, hinter ihr geht Samson, in seiner Hand das Ende des Strickes haltend, mit welchem die Hände der Königin gebunden sind; ihm folgten der Priester und die beiden Gehülfen des Scharfrichters.

Das ist das Gefolge der Königin, der Tochter eines Kaisers, auf ihrem Todeswege!

Vielleicht liegen in dieser Stunde Tausende auf ihren Knien, um für Marie Antoinette, welche sie immer noch in der Stille ihres Herzens „die Königin“ nennen, zu Gott ihre inbrünstigen Gebete emporzuschicken, vielleicht vergießen viel Tausende mitleidiger Menschen in dieser Stunde heiße Mitleidsthränen für sie, die jetzt

den elenden Karren besteigt, und auf dem Brett sich niederläßt, das mit Stricken an beiden Seiten des Karrens befestigt ist. Aber diejenigen, welche beten und weinen, haben sich zurückgezogen in die Einsamkeit ihrer Gemächer, denn nur Gott darf ihre Klagen vernehmen, und ihre Thränen sehen. Die Augen, welche die Königin auf ihrem letzten Gange begleiten, dürfen nicht weinen, die Worte, welche man ihr entgegenruft, dürfen kein Mitleid verrathen!

Paris weiß, daß dies die Stunde der Hinrichtung der Königin ist, und das Volk von Paris ist bereit! Es wartet! Auf den Straßen, an den Fenstern der Häuser, auf den Dächern hat es in ungeheuren Massen sich postirt, den ganzen Revolutionsplatz erfüllt es mit seinen dunkeln und unheilvollen Wogen.

Jetzt wirbeln die Trommeln der vor der Conciergerie aufgestellten National-Garden. Das große weiße Pferd, das den Karren fährt, in welchem Marie Antoinette rückwärts an der Seite des Priesters sitzt, wird von dem Mann, der sich auf seinen Rücken schwingt, vorwärts getrieben. Hinter ihr in dem Karren steht Samson und sein Gehülfe.

Die Königin ist bleich, alles Blut hat ihre Wangen, ihre Lippen verlassen, aber ihre Augen sind geröthet; sie hat so viel geweint, die arme Königin! Doch jetzt weint sie nicht mehr! Keine einzige Thräne umschleiert ihren Blick, der ernst und ruhig über die Menge dahinschweift, die Häuser emporgleitet bis zu den Dächern, dann wieder langsam sich niedersenkt, und über die Menschenköpfe fort in eine unendliche Ferne zu starren scheint.

Kalt und ernst wie ihr Auge, ist auch das Antlitz der Königin, ihre Lippen sind fest geschlossen, kein Zucken ihrer Miene verräth, ob sie leidet, ob sie empfindet, ob sie diese tausend und tausend kalten, neugierigen, höhnischen Blicke fühlt, die auf sie geheset sind! Und doch steht Marie Antoinette Alles! Sie steht auch jene Frau, welche da ihr Kind emporhebt, sie steht, wie dieses Kind mit seinen kleinen Händchen der Königin einen Kuß zuwirft! Und nun auf einmal fährt ein Zucken durch die Züge der Königin, ihre Lippen bebend, ihre Augen verdunkeln sich von einer Thräne! Dieses erste, einzige Zeichen menschlicher Theilnahme hat das Herz der Königin belebt, hat es aus seiner Erstarrung geweckt!

Aber das Volk sorgt dafür, daß Marie Antoinette nicht mit diesem letzten Trost des Erbarmens am Ende ihres Weges anlangen darf. Es drängt sich heulend und schreiend, hohnlachend und jubelnd immer näher an den Karren heran, es singt Spottlieder auf die Madame „Veto“, es klatscht hier und da in die Hände, und zeigt hohnlachend mit Fingern auf sie hin.

Sie aber bleibt ruhig, ihr Auge schweift kalt und theilnahmslos über die Menge dahin; nur einmal flammt es auf mit einem letzten zornigen Blick, als sie vorüber kommt am Palais-Royal, wo Philipp Egalité

wohnt, einst der Herzog von Orleans, als sie die Inschrift liest, welche er über dem Eingangsthor seines Hauses hat anbringen lassen.

Um Mittag endlich ist der Karren an seinem Ziel angelangt. Er hält still am Fuße des Schafots, und Marie Antoinette steigt von dem Karren hernieder, um dann langsam, hochaufgerichtet, die Stufen des Schafots hinaufzugehen.

Ihre Lippen haben sich nicht Einmal geöffnet auf dieser fürchterlichen Fahrt, sie haben auch jetzt keine Klage, kein Wort des Lebewohls! Das einzige Lebewohl, das sie auf Erden noch zu sagen hat, das spricht ihr Blick, dieser Blick, der sich langsam hinüberrichtet nach den Tuilerien, — es ist das Lebewohl der Erinnerung, und es macht ihre Wangen noch bleicher, es öffnet ihre Lippen zu einem schmerzvollen Seufzer.

Dann neigt sie ihr Haupt — eine augenblickliche, athemlose Stille folgt. —

Samson hebt das bleiche Haupt empor, das einst das Haupt der Königin von Frankreich gewesen und das Volk schreit und jubelt laut: „Es lebe die Republik!“

In diesem Abend schrieb einer der Beamten der Republik nach vollbrachter Arbeit des Tages eine Rechnung, welche noch heute in dem historischen Archiv der kaiserlich-französischen Bibliothek in Paris aufbewahrt wird, und deren Anblick das Auge des Geschichtsschreibers selbst mit Thränen füllen muß.

Diese Rechnung lautet: „Verzeichniß der Kosten und Beerdigungen Joly's, des Todtengräbers von Mabelaine de la Ville l'Evêque, von denjenigen Personen, welche vom Tribunal des Wohlfahrts-Ausschusses zum Tode verurtheilt wurden, nämlich: Nr. 1 Es folgen nun vierundzwanzig Nummern und Namen hingerichteter Personen, und dann kommt: Nr. 25. Die Wittve Capet:

Für den Sarg 6 Francs.

Für die Gruft und den Todtengräber 25 „

Darunter steht: Gesehen und bestimmt von mir, Präsidenten des Revolutions-Tribunals, daß Joly, Todtengräber zu Mabelaine, die Summe von 264 Francs vom Nationalschatz erheben kann. Paris, am ersten Brumaire. Jahr II. der französischen Republik. Herman, Präsident.

Die Beerdigung der Königin von Frankreich hat der Republik nicht mehr als einunddreißig Francs (acht Thaler) gekostet.

25.

König Ludwig der Siebenzehnte.

Die einige und unheilbare Republik hatte den Sieg davon getragen über das Königthum der Lilien von Frankreich. In ihren dunkeln und unbekanntem Grä-

bern auf dem Mabelaine-Kirchhof schlummerten der König Ludwig der Sechszehnte und die Königin Marie Antoinette den letzten Todesschlaf. Das Königthum hatte auf der Guillotine sich verblutet, und die Republikaner, die Prediger der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, wiederholten es jubelnd, und triumphirend jeden Tag: das Königthum ist für immer erloschen, und die glorreiche Republik ist für immer als die heilbringende Sonne über Frankreich aufgegangen.

Aber trotz dieses triumphirenden Jubelrufes verblühten sich die Stirnen der republikanischen Machthaber, und ein eigenthümliches Bangen bewegte ihr Herz, wenn sich ihr Blick auf den Temple richtete, auf dieses große düstere Gebäude, das seine schwarzen Schatten über die sonnigen Pfade der Republik warf. War es die Reue, welche die Stirnen der Königsmörder umdüsterte beim Anblick dieses Gebäudes, welches das traurige Gefängniß des Königs und der Königin gewesen? Diese Herzen von Bronze kannten keine Reue, und wenn diese Helden der Revolution über die Place de la Guillotine hingingen, auf welchem die königlichen Opfer verblutet waren, so leuchteten ihre Augen stolzer auf, und senkten sich nicht, wenn sie vorüberschritten am Mabelaine Kirchhof.

Nein, nicht die Erinnerung an die Todten war es, welche die Stirnen der Machthaber der Republik verblühterte, wenn sie auf das finstere Gebäude des Temple hinschaueten, sondern die Erinnerung an den, welcher noch nicht todt war, welcher noch lebend als Gefangener in dem düstern Staatsgefängniß der Republik verweilte.

Dieser Gefangene war freilich nur ein Kind von acht Jahren, aber die Legitimisten, — und es gab deren noch sehr viele in Frankreich — die Legitimisten nannten dieses Kind den „König von Frankreich,“ und die Priester in der treuen Vendée stellten an jedem Tage, wenn sie die Todtenmesse für den gemordeten König beendeten hatten, mit emporgehobenen Händen zu Gott um Gnade und Erlösung für den Gefangenen des Temple, für den jungen König Ludwig den Siebenzehnten.

Le roi est mort, vive le roi!

Freilich gab es auch unter den Royalisten und Legitimisten Viele, welche mit bitterm Groll und Born des armen Gefangenen gedachten, welche ihn anklagten und beschuldigten, als den Verleumder seiner Mutter! Als ob das Kind gewußt hätte, was es that, als es auf Befehl seines Peinigers und Kerkermeisters Simon mit seiner zitternden Hand seinen Namen unter das Papier malte, welches ihm in öffentlichem Gerichtsverhör vorgelegt ward. Als ob der arme unschuldige Knabe gewußt hätte, welche Bedeutung die furchtbaren Fragen hatten, welche die unbarmherzigen Richter ihm vorlegten, und die er mit „Nein“ oder mit „Ja“ beantwortete, je nachdem seine ängstlich forschenden Blicke auf

dem hartem Angesichte Simons, welcher neben ihm stand, die passende Antwort zu lesen glaubten. Denn der arme Knabe hatte es schon gelernt, in den Mienen seines Kerkermeisters zu lesen, und er wußte es sehr wohl, daß jedes Stirnrunzel, welches durch ihn veranlaßt worden, mit furchtbaren Martern, Beschimpfungen und Schlägen gebüßt werden mußte!

Der arme Knabe hatte Furcht vor dieser schweren Faust, welche wie eine eiserne Keule auf seinen Rücken, auf sein Gesicht selbst niederfiel, wenn er irgend etwas sagte, oder that, was dem Schuster Simon oder seiner Frau mißfiel, und darum suchte er dieser grausamen Behandlung zu entgehen, indem er mit seinem Ja und Nein das bestätigte, was Simon den Richtern erzählte, und was das Kind in seiner Unschuld nicht verstand! Und darum unterschrieb er bereitwillig jenes Papier, in welchem das unglückliche betrogene Kind schändliches Zeugniß ablegen mußte gegen seine Mutter!

Man wagte es, mit diesem Zeugniß Marie Antoinette als Verbrecherin zu beschuldigen, aber gegen solche Infamie hatte die Königin keine andere Antwort, als ein verächtliches Schweigen, als hoheitsvollen stolzen Blick, vor dem die verhöhnenden Richter beschämt die Augen niederschlugen. Dennoch wiederholten sie nach einer Pause ihre Anklage und drängten zu einer Antwort.

Marie Antoinette wandte den stolzen und doch sanften Blick auf die Frauen hin, welche in dichten Schaaeren die Gallerie der Zuhörer besetzt hielten, und die in athemloser Aufmerksamkeit die Antwort der Königin erwarteten.

„Ich appellire an alle hier anwesenden Mütter,“ sagte sie mit ihrer sonoren traurigen Stimme, „ich frage, ob sie ein solches Verbrechen für möglich halten?“

Niemand gab laute Antwort, aber ein Gemurmel, ein Seufzen und Nicken ging durch die Reihen der Zuschauer, und das scharfe Ohr der vorstehenden Richter verstand die Bedeutung dieses Geräusches, dieser Sprache des Mitleides sehr wohl, und es schien ihnen klüger und angemessener, die Anklage lieber fallen zu lassen, als das Mitleid der Mütter noch mehr anzufachen im Interesse der königlichen Mutter. Man war ja doch ihrer Verurtheilung sicher, man hatte ja das „Schuldig“ schon lange vor dem Verhör im Herzen ausgesprochen, bevor es nach dem Verhör auf die Lippe trat, und die Königin auf die Guillotine führte!

Marie Antoinette gedachte dieser fürchterlichen Anklage, als sie in der Nacht vor ihrer Hinrichtung, in der Nacht des 16. October 1793 um 4½ Uhr Morgens seinen letzten Brief an ihre Schwägerin Elisabeth schrieb, welcher zugleich ihr Testament und ihr Abschied vom Leben war.

„Möge mein Sohn,“ so schrieb sie, „niemals die letzten Worte seines Vaters vergessen; ich wiederhole sie ihm hier ausdrücklich, möge er niemals versuchen, unsern Tod zu rächen. Jetzt habe ich noch von einer